

A black and white illustration of a village scene. In the background, there are rolling hills and a church with a tall, pointed spire. In the foreground, the word "Seimat" is written in large, bold, stylized letters. The letters are filled with a pattern of small, repeating characters, possibly "RV". The overall style is reminiscent of early 20th-century graphic design or book illustrations.

1925

Eines Tages wurde der junge Ritter zur Jagd ins Bolmetal eingeladen, und um Han-

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena
Druck und Verlag: B. A. Sank, Altena

einzigste Passagier steigt ein, das Pfeifchen schrillt und wir sind wieder mitten im Blauen. Hier und da ragen Gartenzäune aus dem Wasser.

bei den Frauen das unentbehrlichste Stück. Der erste Spiegel, in dem sich ein schönes Mädchen beschaute, war wohl der klare Bach. Und in

Verantwortlich: H. Semmelmann. Altena
Druck und Verlag: B. A. Gank. Altena.

Druck und Verlag: B. A. Sank. Altena.

Druck und Verlag: P. A. Gank. Altena.

Jagd ins Holmetal eingeladen, und um Fran-

es gemäß auftreten zu können, beschloß er, ein statisches Gefolge mitzunehmen. Vergessend suchte ihn sein Vater, der durch Eulenzug und schwere Träume beunruhigt worden war, zurückzuhalten. Der Sohn tröstete ihn und sagte: „Im Süden und Westen schillern die Bekanntheitslumpen und Ennepetische, und im Osten darf unsere ausgeleitete Wache nicht ermüden. Kommt aber der Feind von Norden, so laß Feuer anzünden. Sehe ich den aufsteigenden Rauch, dann kehre ich schnell zurück.“ Darauf tritt er am nächsten Morgen mit seinem Gefolge ab. — Die „Wäde“ aber lagen im Walde auf der Lauer, und als sie nun die Burg ohne genügenden Schutz wußten, schlugen sie die ausgeleiteten Wachen tot und stürzten dann mit großer Uebermacht gegen das Burgtor vor. Frauen, Kinder und einige zurückgebliebenen Männer flohen in den Wald; die übrigen zogen sich mit dem alten Ritter in einen geheimen Keller unter der Burg zurück. Nachdem die Räuber die Burg ausgeplündert hatten, setzten sie sie in Brand und die zusammenstürzenden Trümmer begruben die im Keller Versteckten.

Als der Ritter auf der Jagd den aufsteigenden Rauch erblickte, befiel ihn eine böse Ahnung, und er eilte mit den Seinen schnell heimwärts. Unterwegs kamen ihm Boten entgegen und berichteten ihm die Schreckenskunde. Da drückte er seinem Hofe tief die Spuren in die Weiden, um es zu größter Eile anzutreiben. Aber das Tier wurde wild und bäumte sich hoch auf, so daß der Reiter abstürzte. Dabei brach er das Genick und das Gefolge brachte einen Toten heim. Hier fand man statt der Burg einen rauchenden Trümmerschutt und im Keller die Leichen Erschlagener. Bald kehrten auch die Geflüchteten zurück. Die Ueberlebenden teilten dann den Besitz des toten Herrn, bauten sich kleine Wohnungen, halb Hölle, halb Hütte, fäßen Korn und pflügten ihr Vieh. So lebten sie zufrieden und glücklich, bis Krieg und Pest wieder alles zerstörten. Im Jahre 1659 fand entwand ein neues Haus auf der Stelle der früheren Burg, und sein Erbauer hieß Neuhaus.

Der Silberbaum am Silberg.

In der Tiefe des Silbergs (bei Herfcheid) befindet sich ein riesengroßer Silberbaum mit ungeheuren Wurzeln, einem umfangreichen Stamme und dicken, weitverzweigten Ästen, Zweigen und Zweiglein. Dieser gewaltige Silberbaum wird von dem Volke der Silberverge unter ihrem Könige Silberich bewacht. In alten Zeiten bestand sich das Hölzchen auf der Spitze des Berges, nicht weit von der Stelle, wo jetzt der Bergweiser steht. Diesem Loch entstieg ein Rauch, der Feuer und wurden von vorübergehenden Menschen gesehen. Ihre Zipseinmühen waren mit silbernen Schellen besetzt; ihre Mädchen, Weiden und Höschen waren überreich mit Silberzierat besetzt; ihre Schühlein hatten silberne Schnäbelchen. Die Wanderer erzählten natürlich das, was sie gesehen hatten, und bald verbreitete sich die Kunde von dem Silberbaum des Silbergs weit und breit. Eines Tages erschien eine Anzahl Menschen vor dem Hölzchen und begann einen Schacht zu schlagen. Die Zweige gerieten mit ihrem Könige in furchtbare Aufregung und verfluchten die Arbeit der Menschen zu hindern. Das gelang ihnen aber nicht. Als die Menschen nun den Stollen zu schlagen begannen, hielt König Silberich mit seinem Volke in einem unterirdischen Saale eine große Ratssammlung ab. Ein kluger Zwerg, durch Bloßlegung der kleinsten Silberzweiglein die Menschen irreführen und sie zu veranlassen, den Stollen in falscher Richtung fortzutreiben. Das gelang den Zwergen vollkommen. Die Ausbeute an Silber war anfangs schwer und wurde immer geringer, so daß die Menschen bald die Arbeit aufgaben. Mit großer Freude stellten die Zweige fest, daß ihre Bemühungen von Erfolg gekrönt waren. Sie sahen heute noch im Silberg und bewachen den großen Silberbaum. Aber durch die Erfahrung gelehrt, lassen sie sich nicht mehr in sichtbarer Gestalt sehen. Haben sie das Bedürfnis, ans Tageslicht zu kommen, so bücken sie mit der Tarnkappe bedeckt durch die Gebirgs des Silbergs.

Die Sagen, die uns fremdlich zur Verfügung gestellt sind, sind dem in Kürze im Verlage der Lüdenscheider Lehrervereinigung und -Verlagsanstalt erscheinenden Werke „Märkisches Sauerland, ein Heimatbuch, 1. Teil Sagen“ entnommen.

Weihnachtsbräuche
Von E. Grundt.

Unser Kirchenjahr eröffnet die Advents- und Weihnachtszeit. Sie nimmt ihren Anfang mit dem Andreas-Abend (30. November) und endet mit dem Tage der Seligen drei Könige (6. Januar). Es ist die frohe Zeit der Weihnacht, die in keinem anderen Volke in ähnlicher Weise gefeiert wird wie bei uns Deutschen. Im Mittelpunkt dieser Tage steht das Christfest, das zu einem echten deutschen Familienfest geworden ist.

In der ganzen Weihnachtszeit spielen eine Menge Sitten und Gebräuche eine erhebliche Rolle, die sehr verschiedenen Ursprungs sind. Dabei gehen die Ansichten der Gelehrten zum Teil weit darüber auseinander, worauf dieser oder jener Brauch ursprünglich zurückzuführen ist. Es steht aber fest, daß schon bei unseren heidnischen Vorfahren die Tage der Wintersonnenwende eine heilige Zeit waren. Nach ihrem Glauben trieben namentlich in den dunklen Nächten die Geister der Abgeschiedenen, die sich später in Hexen verwandelten, ihr Unwesen. Vielleicht rührt dieser Glaube von dem Heulen der Stürme vor allem in den Wäldern her. Bald führten die Geister allein, bald vom Wind- oder Totengotte oder dessen Frau geführt, durch die Wüste. Sehr zahlreich sind die Sagen von dem Wodanheere, dem wilden Jäger und der Frau Holle. Um sie zu bejähnen oder zu ehren, fanden auf den Bergen bei hochauflodernden Feuern Opfer und Opferchmäule statt. Für diese war die Zeit besonders geeignet. Das Vieh sowohl wie die Hecker lagen in Ruhe, und dennoch hat auch der Mensch wenig Arbeit. Der Mangel an Futter und der Haushalt hatten dann weiter gefordert, daß ein Teil der Haustiere eingeschachtet worden war, und so waren Mittel für die Feier des Festes genügend vorhanden. An diesem Opferchmaule nahmen die Geister nach dem Glauben des Volkes selbst teil; an gewissen Orten, besonders auf Kreuzwegen tadelte man ihnen auf; ihr Führer erhielt auf der für ihn bestimmten Opferstätte seinen Anteil. War jemand während des verfloßenen Jahres gestorben, so wurde ihm an dem Plaze, wo er bei Lebzeiten zu sitzen pflegte, der Tisch gedeckt.

In jener Zeit trieben auch Geisterdämonen und Wahrsagerinnen ganz besonders ihr Wesen; denn die Seelen der Abgeschiedenen konnten in ferne Gegenden und in die Zukunft sehen und waren dem dienstbar, der es verstand, sie durch Zauber zu locken und zu bannen. Die erregte Phantasie glaubte dann jene Geister mit Augen zu schauen, bald in menschlicher, bald in tierischer Gestalt. Diese Erscheinungen wurden von den Menschen festgehalten: sie ahnten sie selbst nach und zeigten sich dann ihren Mitmenschen in allerlei Rorkaturen.

Alle diese Züge altgermanischen Glaubens und Kultur können wir noch heute zur Weihnachtszeit in den Sitten und Gebräuchen im Volksaberglauben wiederfinden. Es ist besonders die Zeit der zwölf Nächte oder der zwölfen oder auch der „Vostage“, das heißt der Schicksalstage, die über das ganze Land verteilt sind und sich namentlich an die Seligenstage anknüpfen, an denen wir das Treiben der Geister beobachten können. Wohl unter christlichem Einflusse sind diese Feiertage in erster Linie auf die Zeit von Weihnachten bis zum Dreikönigstag festgelegt worden. Die Geister fahren nach dem Volksglauben noch heute durch die Lüfte, nicht selten die Seelen von Ungetauften und Verbrechern, und daher vom Teufel geführt. Deshalb muß man in diesen Tagen das Vieh im Auge behalten, muß ihm besonders Futter geben, muß vor der Schwelle oder an der Wand seines Stalles den Trudensfuß oder auch das Kreuz besetzen oder zeichnen.

Die gewohnte Alltagsarbeit muß ferner zu dieser Zeit ruhen. In fast ganz Norddeutschland glaubt man noch, daß der wilde Jäger den heim sucht, der auf dem Felde arbeitet, daß Frau Holle komme und der Hausfrau Schaden zufügt, die draußen Wäsche trocknet, oder der Spinnerin das Haar zerzaust und sie befeudet, die in dieser Zeit am Spinnrade sitzt.

Stark heidnischen Anklang hat auch die hier und dort noch gebräuchliche Sitte, daß der Hausvater in dieser Zeit durch alle Gemächer, Ställe und Wirtschaftsgenstände seines Besitztums geht, sie mit Rauchholz ausräuchert, weshalb diese Tage auch Rauch- oder Rauchnächte genannt werden, damit nicht das Glück das Haus verlässe. Entschlossen und mit feiner Anpassungsgabe hat es auch die alte Kirche nicht unterlassen, diesen Brauch an sich zu ziehen. Da sie mit Verboten des Hausräucherns nicht durchdrang, nahm sie es selbst in die Hand. Priester und Mesner gingen in weißen Gewändern zur Weihnachtszeit herum und be-

sorgten das Räucherungsgeschäft selbst, um durch Weihrauchkraft den Fäulnis der Finsternis — im Anklang an die im Winter durch das Land ziehenden finsternen Geister der alten Germanenzeit — aus allen Winkeln zu vertreiben. Die Leute aber daten sie dann bisweilen um etwas Weihrauch, um damit Zaubereien auszuüben.

Die Weihnachtszeit ist ferner im Volksglauben die Zeit der Weissagung, die Zeit des Zaubers. Schon mit dem Andreasabend beginnt diese Zeit der allgemeinen Prophezie, hinter der oft etwas mehr steckt als ein kindlicher Scherz: es ist der naive Wunsch des Volkes, hinter den Schleier der Zukunft zu schauen, ein Zug, der in erster Linie dem weiblichen Geschlecht eigen ist. Erwachsene, unverheiratete Mädchen sind es vor allem, die in diesen Tagen eine Frage an das Schicksal stellen und zu erfahren suchen, ob sie ihr Lebensziel, die Verheiratung, im kommenden Jahre erreichen werden und was für ein Mann ihnen zugehört ist. Am meisten verbreitet ist die Sitte des Weissagens, die besonders am Sylvesterabend geübt wird: aus der Form, die das geschmolzene Blei annimmt, wird die Gestalt oder der Beruf des zukünftigen erschlossen. Hinter dem Rücken geworfene Apfelschalen zeigen den Anknüpfungspunkt des künftigen Bräutigams an. In manchen deutschen Gauen findet sich ferner, wie auch zu anderen Zeiten das Schuß- oder Pantoffelschießen. Die Mädchen werfen, mit dem Rücken nach der Tür gekehrt, einen Schuh hinter sich; liegt dieser mit der Spitze nach der Stube zu, so kommt im folgenden Jahre der Bräutigam. Die Richtung der Schuhspitze weist dabei noch auf die Gegend hin, woher er kommt. Die mannigfaltigen Mittel hat sich bei dieser Art des Orakels die kindliche Phantasie des Volkes ausgedacht. Dabei ist man auch auf Dinge gekommen, die von dem tiefen Gemüte unseres Volkes Zeugnis ablegen: die Tiere, für die das Mädchen zu sorgen hat, besonders Schühner oder Schweine, geben in diesen Tagen die beste Auskunft. So geht in manchen deutschen Gauen die Jungfrau nachts an den Schühnerstall und klopft dreimal an die Tür; meldet sich zuerst der Sohn, so macht sie in diesem Jahr Hochzeit, meldet sich dagegen die Henne, so muß sie noch warten. Auch zum Wasser, in dem ja nach der Volksauffassung besonders geheimnisvolle Geister wohnen, wird oft die Zukunft gekannt. Gewisse Brunnen oder Quellen zeigen in die Witterungstunde das Bild des zukünftigen Geliebten.

Solches Schicksalsfragen, das tief in dem Volke wurzelt, wird nicht allein von jungen Mädchen, sondern auch von dem ganzen Volke vorgenommen. Was in der Zeit der Zwölften geträumt wird, geht zweifellos in Erfüllung. Besonders die bauerliche Bevölkerung achtet genau auf die Zeichen dieser Zeit. Nicht selten ist heute die alte Geisterwelt unserer Vorfahren von christlichen Formen umhüllt, von christlichen Gedanken durchdrungen. Aber stellenweise hat sie sich auch noch in der alten Form erhalten. Hierher gehört vor allem der Spinn-Deswegen tun sich wohl junge Leute und Kinder zusammen, lärmen durch die Straßen des Ortes, klopfen mit Hämmern und Nuten an die Tür und werfen Erbsen oder Linen in die Fenster der Häuser.

Sizilianische Weihnacht

Von O. Rajchubowski.

Um die Weihnachtszeit herrscht auf Sizilien in den Häusern und auf den Straßen ein geschäftiges Leben, an dem sich groß und klein, arm und reich beteiligt. Dabei handelt es sich aber nicht um die Vorbereitungen für die Weihnachtsgaben und den Weihnachtstisch. Deutsche Lichtelle Weihnachtsbäume, deutsche Weihnachtshoffnung in Kinderherzen und deutscher Weihnachtstisch auf Kinderlippen sind auf Sizilien unbekante Dinge. Dazu fällt die Bekehrung der Kinder schon in der ersten Tage des Novembers und findet nach uraltem Brauch am Allerseelentage statt.

Auf Sizilien begegnet man einer merkwürdigen Anschauung, die sich in keinem anderen christlichen Lande findet und unmittelbar dem römischen Heidentum entstammt. Nach altem Volksglauben verwandelt sich die Seelen der verstorbenen Familienangehörigen in schützende Götter, denen man noch heute hier und da einen Kultus widmet. Dies sind die Aeren, deren Mäure und kleine Statuen man zahlreich in Pompeji ausgegraben hat. Der gleiche Glaube herrscht noch heute ziemlich allgemein auf Sizilien. Wenn dort der Allerseelentag (2. November), das Totenfest herannahet, so bitten die Kinder ihre Eltern, diese den „guten Geistern“ ihrer toten Verwandten zu empfehlen. Unartigen Kindern wird gedroht,

daß jene toten Götter ihnen nichts bringen werden. Unter Zucht und Hoffnung, mit geheimem Grauen legen sich die Kleinen am Abend des 1. Novembers ins Bett. Die Aeren hängen irgendwo einen Strauß, die Aeren einen Korb auf, damit ihnen die Seelen in der Nacht Götter hineinlegen. Am Morgen des 2. Novembers laufen die Kinder zu den Strümpfen und Körben und siehe da, allerlei kleine Gaben finden sich darin, andere wertvollere sind hier und da versteckt, werden aber von den Kindern bald gefunden. Diese Gaben nennt man auf Sizilien „cose di morti“ das heißt „Dinge der Toten“.

Was vor Weihnachten die großen wie die kleinen Hände am meisten in Anspruch nimmt, ist die Herstellung der „Krippe“. Gemeint ist die figürliche Darstellung der Weihnachtsgeschichte, die bei den Reichen mit allen Figuren und dem landschaftlichen Zubehör oft ganze Säle ausfüllt. Wer könnte alle die Dinge aufzählen, die zu einer anständigen „Krippe“ gehören und die man in Palermo in den verschiedensten Größen und in mehr oder weniger großer Vollendung kaufen kann? Es gibt in Palermo Straßen, die von vieler Industrie ihren Namen tragen, beispielsweise die Bambinostraße, die deshalb so genannt wird, weil die meisten Bewohner aus verschiedenen Stoffen und in verschiedensten Größen den Bambino (das Jesuskindlein) herstellen.

Eine „Krippe“ ist in erster Linie eine künstlerisch figürliche Gebirgslandschaft mit allem Zubehör. Die Landschaft ist aufs reichste belebt, und jeder hat die Freiheit, bei ihrer Zusammenstellung seine Erfindungsgabe zu zeigen. Vorn in einer Höhle erblickt man auf dem Heu in der Krippe das Christuskindlein, neben ihm Joseph und Maria. Diese Höhle ist als das Ziel der Reichen zu denken, die mit ihren Rörben voll Gaben über die Berge ziehen. Die letzten neuen Tage vor Weihnachten nennt man auf Sizilien „La Novena“, und kaum hat diese begonnen, so zeigt sich auf den Straßen in Palermo ein eigenartliches Schauspiel.

Seit vielen Jahrhunderten und bis auf den heutigen Tag gibt es dort eine Genossenschaft blinder Sänger, deren Angehörige ihre eigenartigen, vielfach regitativartigen Weihnachtslieder mit Violinbegleitung vortragen. Der blinde Sänger hat als Führer einen sehenden Genossen, der mit erstem beim Vortragen dieser Lieder abwechselnd, und solche Paare erblickt man vor den Häusern, wo sie zunächst eine Pause ihrer Kunst hören lassen. Nicht lange dauert's, so schaut die Herrin des Hauses zum Fenster hinaus und gibt das Zeichen, daß mehrere Vorträge angenehm sein werden. Man hat also, wie in Palermo der Volksausdruck lautet, die „Novena“ angenommen, und zum Zeichen davon wird jenes Haus von dem Sängerpaar mit einem schwarzen Kohlenstrich gekennzeichnet. Vor diesen Häusern erscheinen nun die Sänger täglich einmal und tragen jedesmal eine bestimmte Anzahl von Versen von einem der vielen, meist uralten Lieder vor.

Endlich ist sie da, die ersehnte Nacht mit all ihrer Lust und all ihrem Genuß, aber eine stille Nacht ist es nicht, vielmehr eine so lärmvolle, wie keine andere im ganzen Jahreslauf. Wo Freude herrscht, da muß auch Schmerz sein, so meint der Südländer und deshalb bracht und prallt Feuerwerk die ganze Nacht hindurch. Kein Gefundener denkt daran, sich zur Ruhe zu begeben; denn auch in den Säulern tobt lärmvolle Freude, teils beim Spiele, teils beim Mahle. Mit längerer Unterbrechung folgen mehrere Gänge aufeinander, im übrigen aber nimmt das Spiel die Zeit in Anspruch. Kartenspiele aller Art, Lotteriespiele verschiedener Gattung, sind in Gebrauch und bei Reichen und Armen, bei Hohen und Niedrigen spielt man nicht etwa um Geld, sondern um — Rüsse. Dieser Brauch beherrscht ganz Sizilien. Während die Alten spielen, sind die Kinder nicht müßig; auch sie spielen, und zwar ebenfalls um Rüsse. Ihr Spiel ist uns nicht unbekant. Es handelt sich dabei um das Erraten der Zahl jener Rüsse, welche die kleine Hand umfaßt, oder es ist das bekannte Spiel „Gleich oder ungleich“.

Gegen Mitternacht ertönt feierlicher Glockenklang und ruft zur feierlichen Messe in die Kirche, wo selten allerlei dramatische Szenen fehlen. Überall wird alsdann ein auf Heu und Stroh in der Krippe liegender Bambino enthüllt und der anächtigen Menge gezeigt; anderswo erblickt man nach der Hirten, von lebenden Personen dargestellt, knien, wieder anderswo werden vor der Krippe kleine Vorträge und längere Dialoge gehalten, ähnlich, wie die so genannten Kinderredigten in der Kirche S. Maria Araceli zu Rom.

Bis auf den heutigen Tag hat sich ferner in einigen Orten ein fester Brauch oder vielmehr Mißbrauch erhalten. Man geht um Mitternacht in die Kirche, nimmt dorthin allerlei

Lebensmittel mit, wie Kuchen, Nüsse usw. mit und verzehrt leiere ungeniert in der Kirche. In ihrer Verwirrung man kurze Zeit, besucht eine Weinschenke und kehrt darauf in die Kirche zurück. Dieser Mißbrauch war schon vor Jahrhunderten allgemein und wurde von den Synoden allezeit nachdrücklich bekämpft, dennoch ist er bis heute nicht vollständig ausgerottet.

Noch steht der Stephansdom in Wien, noch steht die schöne blaue Donat durch die Josephstadt, noch tanzt der Wiener nach seinem Strauß, noch ist die Gemütlichkeit dort unten in Wien zuhause. Man hat sich nur ein wenig den veränderten Verhältnissen angepaßt. Man sieht nicht immer rückwärts in die guten, alten Zeiten und klagt über die Unmöglichkeit, noch genau so leben zu können wie damals, sondern sieht frisch, frohen Mutes in ein hübsch modernes, schlankes, unbelebtes Schillingportemonnaie und stellt ein Festprogramm zusammen, das den neuen Verhältnissen Rechnung trägt.

Man will es sich gemütlich machen, will froh und lustig sein. Gut! Was ist dazu in erster Linie notwendig? Jugend! Kostet nichts. Froh! Ebenfalls ohne große Spesen zu beschaffen. Mädel und Buben! Finden sich von ganz allein zusammen. Flinke, tanzlustige Füße! Hat jeder bei sich. Ein bißel Liebe! Im Ueberflusse vorhanden. Gott, braucht man denn noch etwas? Ein Dach überm Kopf! Das wird gefunden bei diesem oder jenem Freund, der über eine geräumige Wohnung verfügt. Musik ist unentbehrlich! Ist aber auch in Hülle und Fülle vorhanden. Entweder man holt sie billig und gut aus der Luft und stellt den Radiolautsprecher ein, oder man läßt ein Grammophon spielen. Vielfach hat es sich in der Wiener Jugend auch eingebürgert, daß sich innerhalb der Freundeskreise kleine Orchester bilden, die sich nach löblichen Musizieren kläffender Meister gern in Tanzweisen austollen, sich selbst im Walzer wiegen, in Stephythmen exerzieren, hinübergleiten in modernste Tangoschleichereien und schließlich ihrem Temperament in Polka und Mazurka Luft machen.

Diese lustige, unermüdbare Kapelle belästigt den Festtag mit keinem Heller. Ihr Spielen aus Freude, aus Begeisterung ist unzahlbar. Will sich denn gar keine Möglichkeit zum Geldausgeben eröffnen? Haben sich die Vergnügungen der heutigen Wiener Jugend so gänzlich vom Finanzteuill emanzipiert? Nein, nicht ganz! Denn auch der Magen fordert sein Recht, und das Schillingportemonnaie kann erleichtert aufatmen.

Jetzt endlich kommen Festrequisiten, die seiner bedürfen: Speisen und Getränke! In diesem Punkte nun offenbart sich der moderne Wiener Geist am originellsten. Er stellt im Saal und haben einen genialen Ausgleich her, belästigt die Debestseite nicht übermäßig und liefert auf der anderen Seite die mannigfaltigsten Werte. Erst einmal durchaus Substantielles: Magenbefriedigungsgegenstände, dann lokalpatriotische Genugtuung und letzten Endes verständnisvolle Unterstützung des heutigen Geschmacks der geraden und schlanken Modellinie. Aus allerhand Gründen, nicht allein aus pekuniären, auch aus ästhetischen, sozialen, zeitökonomischen, will man in der guten Wiener Gesellschaft, man nennt sie auch in einem gewissen Gegensatz die „neuen Armen“, von der allgemeinen Abfütterung großer Gesellschaften nichts mehr wissen und ladet seine Gäste zu einem „Tanztee“ und „Würstchenbienen“ ein. Man hält sich nicht mehr an 5 o'clock, sondern kommt gewöhnlich um 6 Uhr zusammen, weil die meisten jungen Leute in Büros und Aemtern beschäftigt sind und erst zu dieser späteren Zeit frei sind. Man nimmt gemeinsam Tee und etwas Zwickback ein, und dann lockt bereits die Musik zum Tanzen.

Die jungen, die neuen Wiener und Wienerinnen tanzen ebenso unermüdblich und malzerfellig wie früher die alten; in den Bubiköpfen steht noch derselbe Geist, dieselbe Laune wie unter den hochgeheilten Saarländern der Vorkriegswienerinnen. Die tanzlustigen Füße können nicht genug bekommen. Doch um 9 Uhr ist allgemein eine größere Pause obligatorisch, denn man geht höchst feierlich zum Diner. Zum Diner, das den Lokalpatriotismus des Gastgebers in geschmackvoller Weise dokumentiert. „Warne Wiener Würstchen gefällig!“ Man diniert fast allgemein auf diesen anpruchlosen, frühlichen Gesellschaften warme Würstchen, gibt Meerrettich und Weißkohl dazu. Das fättigt und belästigt dabei weder das Portemonnaie allzusehr noch die Mägen. So feiern die Gäste elastisch an Geist und Körper, das Leben in die Kirche, nimmt dorthin allerlei

Lebensmittel mit, wie Kuchen, Nüsse usw. mit und verzehrt leiere ungeniert in der Kirche. In ihrer Verwirrung man kurze Zeit, besucht eine Weinschenke und kehrt darauf in die Kirche zurück. Dieser Mißbrauch war schon vor Jahrhunderten allgemein und wurde von den Synoden allezeit nachdrücklich bekämpft, dennoch ist er bis heute nicht vollständig ausgerottet.

Wiener Gemütlichkeit von heute
Von W. Damm.

Noch steht der Stephansdom in Wien, noch steht die schöne blaue Donat durch die Josephstadt, noch tanzt der Wiener nach seinem Strauß, noch ist die Gemütlichkeit dort unten in Wien zuhause. Man hat sich nur ein wenig den veränderten Verhältnissen angepaßt. Man sieht nicht immer rückwärts in die guten, alten Zeiten und klagt über die Unmöglichkeit, noch genau so leben zu können wie damals, sondern sieht frisch, frohen Mutes in ein hübsch modernes, schlankes, unbelebtes Schillingportemonnaie und stellt ein Festprogramm zusammen, das den neuen Verhältnissen Rechnung trägt.

Man will es sich gemütlich machen, will froh und lustig sein. Gut! Was ist dazu in erster Linie notwendig? Jugend! Kostet nichts. Froh! Ebenfalls ohne große Spesen zu beschaffen. Mädel und Buben! Finden sich von ganz allein zusammen. Flinke, tanzlustige Füße! Hat jeder bei sich. Ein bißel Liebe! Im Ueberflusse vorhanden. Gott, braucht man denn noch etwas? Ein Dach überm Kopf! Das wird gefunden bei diesem oder jenem Freund, der über eine geräumige Wohnung verfügt. Musik ist unentbehrlich! Ist aber auch in Hülle und Fülle vorhanden. Entweder man holt sie billig und gut aus der Luft und stellt den Radiolautsprecher ein, oder man läßt ein Grammophon spielen. Vielfach hat es sich in der Wiener Jugend auch eingebürgert, daß sich innerhalb der Freundeskreise kleine Orchester bilden, die sich nach löblichen Musizieren kläffender Meister gern in Tanzweisen austollen, sich selbst im Walzer wiegen, in Stephythmen exerzieren, hinübergleiten in modernste Tangoschleichereien und schließlich ihrem Temperament in Polka und Mazurka Luft machen.

Diese lustige, unermüdbare Kapelle belästigt den Festtag mit keinem Heller. Ihr Spielen aus Freude, aus Begeisterung ist unzahlbar. Will sich denn gar keine Möglichkeit zum Geldausgeben eröffnen? Haben sich die Vergnügungen der heutigen Wiener Jugend so gänzlich vom Finanzteuill emanzipiert? Nein, nicht ganz! Denn auch der Magen fordert sein Recht, und das Schillingportemonnaie kann erleichtert aufatmen.

Jetzt endlich kommen Festrequisiten, die seiner bedürfen: Speisen und Getränke! In diesem Punkte nun offenbart sich der moderne Wiener Geist am originellsten. Er stellt im Saal und haben einen genialen Ausgleich her, belästigt die Debestseite nicht übermäßig und liefert auf der anderen Seite die mannigfaltigsten Werte. Erst einmal durchaus Substantielles: Magenbefriedigungsgegenstände, dann lokalpatriotische Genugtuung und letzten Endes verständnisvolle Unterstützung des heutigen Geschmacks der geraden und schlanken Modellinie. Aus allerhand Gründen, nicht allein aus pekuniären, auch aus ästhetischen, sozialen, zeitökonomischen, will man in der guten Wiener Gesellschaft, man nennt sie auch in einem gewissen Gegensatz die „neuen Armen“, von der allgemeinen Abfütterung großer Gesellschaften nichts mehr wissen und ladet seine Gäste zu einem „Tanztee“ und „Würstchenbienen“ ein. Man hält sich nicht mehr an 5 o'clock, sondern kommt gewöhnlich um 6 Uhr zusammen, weil die meisten jungen Leute in Büros und Aemtern beschäftigt sind und erst zu dieser späteren Zeit frei sind. Man nimmt gemeinsam Tee und etwas Zwickback ein, und dann lockt bereits die Musik zum Tanzen.

Die jungen, die neuen Wiener und Wienerinnen tanzen ebenso unermüdblich und malzerfellig wie früher die alten; in den Bubiköpfen steht noch derselbe Geist, dieselbe Laune wie unter den hochgeheilten Saarländern der Vorkriegswienerinnen. Die tanzlustigen Füße können nicht genug bekommen. Doch um 9 Uhr ist allgemein eine größere Pause obligatorisch, denn man geht höchst feierlich zum Diner. Zum Diner, das den Lokalpatriotismus des Gastgebers in geschmackvoller Weise dokumentiert. „Warne Wiener Würstchen gefällig!“ Man diniert fast allgemein auf diesen anpruchlosen, frühlichen Gesellschaften warme Würstchen, gibt Meerrettich und Weißkohl dazu. Das fättigt und belästigt dabei weder das Portemonnaie allzusehr noch die Mägen. So feiern die Gäste elastisch an Geist und Körper, das Leben in die Kirche, nimmt dorthin allerlei

die Damen brauchen um Erhaltung ihrer Schlankheit nicht besorgt zu sein, und die Herren können sich die Verdauungspreise sparen, über die ihnen sonst nur starke Dosen Alkohol hinweghalten. Im neuen Wien hat man sich anders eingerichtet. Wädhlich nicht schlechter, denn die Hauptsache ist geblieben: Lachen, Tanzen und Gemütlichkeit!

Malaiische Schuldisziplin
Die in Singapore erscheinende Zeitschrift des Malayan Branch Royal Asiatic Society berichtet über malaiische Gebräuche und Sitten. Dazu gehören auch die Unterrichtsmethoden. In allen malaiischen Ländern ist es üblich, die Kinder im Lesen des Korans zu unterrichten. Die Kinder fangen mit dem Koran an, anfangt zuerst ihre eigene Sprache schreiben und lesen zu lernen. Sie verstehen dafür auch kein Wort von dem Gelesenen. Die Autorität der Koranschule läßt nicht mit sich spaßen. Schon geringfügige Vergehen, wie das Stehlen eines Stüchens Griffls, werden mit der „Apit China“ geahndet. Das ist eine in China erfundene Holzplanke, worin der Lehrer fünf Finger des Schülers festklemmt, so daß sie empfindlich gezerrt werden. Dann gibt es noch einen Apparat, der „Raju Palat“ heißt und worin die Füße festgeschlagen werden, damit die nach oben gekehrten Fußsohlen bequem gequält werden können. Das ist die übliche Strafe für Knaben — Mädchen gehen in diesen Ländern nicht zur Schule, — welche wiederholt dem Unterricht entlaufen, nicht schnell genug lernen, stets Streit mit den Mitschülern haben und ungehorsam sind. Widersehlige Naturen werden durch das „Senghang“ gequält. Der Knabe muß zur Strafe mit der rechten Hand sein linkes Ohr und mit der linken Hand sein rechtes Ohr festhalten und sich dann unaufhörlich hinsetzen und wieder aufstehen.

Doch das alles ist nur Spiel, wenn man es mit der Strafe des „Geräuchertwerdens“ vergleicht. Es wird ein stark qualmendes Feuer von Kokoschalen angelegt und der Schüler, Kopf nach unten, in den Rauch gehalten. Bei schweren Vergehen wirft der „Erzieher“ spanischen Pfeffer ins Feuer. Auch das Aufhängen an den Händen gilt als gutes Mittel, um lästige Exemplare zum Nachdenken zu bringen. Der Lehrer ist souverän in seiner Schule und hat das Recht, seine Schüler bis aufs Blut zu züchtigen. Der Stand der Eltern spielt dabei keine Rolle; Kinder fürstlicher Abkunft werden ebensoförmig gequält wie andere. Einen „Berein zur ...“ gibt es dort noch nicht, auch kein Unterrichtsmittelfunktion und keine Schulinspektoren. Wohl aber gibt es „ultoms“ — und mit den Gebräuchen ist es überall eine gähe Sache — — — — —

Wertwürdige Taucher
Die bedeutamen Fortschritte, die die Technik in unseren Tagen auf allen Gebieten zu verzeichnen hat, erstrecken sich in hohem Grade auch auf die Taucherkunst. Mit freudigem Stolge haben wir vor kurzem vernommen, daß es deutsche Taucher sind, die bei ihrem Forchen nach dem gesunkenen englischen Unterseeboot M 1 in Tätigkeit sind. — Bereits im Altertum war, wie von Aristoteles berichtet wird, ein Kessel im Gebrauch, dessen sich die Taucher, um sich länger unter Wasser zu halten, bedienten. Dieses Hilfsmittel ist von ihm jedoch nicht deutlich beschrieben worden, und die Ueberlieferung seiner Schriften haben vieles hinzugefügt, so daß die allgemeine Annahme, daß erst im 16. Jahrhundert die Erfindung einer Taucherglocke stattgefunden habe, als zutreffend zu gelten hat.

Die ersten Taucher erlernten ihre Kunst lediglich durch eine Art von Atmungsgymnastik, die sie üben mußten, um länger, als es sonst möglich gewesen wäre, ohne Atmung aushalten zu können. Sie wurden auf Schiffen gehalten und hatten die Anker zu fischen, auch mußten sie Waren, die von Schiffen zu Zeiten der Not ausgeworfen waren, wieder heraus holen. Die Rhodischen Gelehrten bewilligten ihnen einen größeren oder geringeren Anteil an dem Brack, je nachdem dieses mehr oder weniger tief gesunken gewesen. Oft wurden sie im Kriege gebraucht, um feindlichen Schiffen und Werken zu schaden. Als Alexander der Große Tyrus belagerte, schickte er die Taucher unter dem Wasser herbei und rissen das Bollwerk ein, mit dem er den Hafen sperren wollte. Auch die Perlen der Griechinnen und Römerinnen wurden von Tauchern unter großer Lebensgefahr gesicht.

Der älteste Taucher, den man in den Schriften des Altertums erwähnt findet, ist Scyllias aus Paedämon. Dieser Mann machte sich zur Zeit